

**SÜDWESTRUNDFUNK  
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Eine Zeitbombe  
Altern und Demenz**

Autor: Prof. Reimer Gronemeyer \*  
Redaktion: Ralf Caspary  
Sendung: Sonntag, 20. Dezember 2009, 8.30 Uhr, SWR 2

---

**Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden erhältlich. Bestellmöglichkeiten unter Telefon: 07221/929-6030

**SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2 Webradio unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de)**

---

**Ansage:**

„Eine Zeitbombe tickt – Altern und Demenz“, das ist das heutige Thema der Aula.

Klar: Unsere Lebenserwartung steigt stetig, das ist wunderbar, wer heute in Rente geht, hat noch ein drittes und vielleicht sogar viertes Lebensalter vor sich, in dem er all das machen kann, wozu er während des Berufs keine Zeit gehabt hatte.

Aber: Die steigende Lebenserwartung hat auch eine Kehrseite, und das ist die Altersdemenz. Experten warnen vor einem zukünftigen Heer an über 80-jährigen Demenzkranken, die sehr pflegeintensiv und auch kostenintensiv sind, darüber soll man sich nicht täuschen. Jährlich werden weltweit Milliardensummen in die Forschung gepumpt, um eine eventuelle Therapie in Aussicht zu stellen, was noch mindestens ein Jahrzehnt dauern wird.

Doch es geht bei dem Thema nicht nur um Geld, Medizin und Pflegeversicherung, es geht vor allem auch um die sozialen Aspekte, um die Frage, wie gehen wir heute und in Zukunft mit der Demenz um. Antworten darauf gibt nun Reimer Gronemeyer, Professor für Soziologie an der Universität Gießen.

**Reimer Gronemeyer:**

Das Thema Demenz versetzt viele Menschen heute in große Unruhe. Manche behaupten, man müsse mehr Angst vor Demenz als vor dem Sterben haben. Das ist vielleicht übertrieben, aber die Demenz taucht offensichtlich immer häufiger auf. Etwa 1,2 Millionen Menschen in Deutschland leiden an ihr, in einigen Jahren werden es zwei Millionen sein. Wenn man sich vorstellt, dass jeder der Erkrankten mindestens zwei, drei Menschen hat – Angehörige, Freunde, Nachbarn usw. –, die irgendwie mit betroffen sind, dann kommt man auf eine sehr große Zahl von Menschen, die mit dem Thema Demenz zu tun haben. Und wenn man den Blick noch etwas mehr weitet und auf Europa schaut, dann haben wir gegenwärtig in Europa 25 Millionen Menschen, die sich mit diesem Phänomen auseinandersetzen müssen. Das zeigt eigentlich, dass das Thema Demenz vielleicht eine der ganz großen kulturellen, sozialen, auch ökonomischen Herausforderungen darstellt.

Manchmal denke ich, wir reden in Europa soviel über das notwendige Wachstum, darüber, wie das Europa der Zukunft aussehen soll, und mir kommt es dann so vor, als ob die wirkliche große, kulturelle Aufgabe für dieses entstehende Europa viel mehr in sozialen als in ökonomischen Fragen liegt. In der Frage zum Beispiel: Werden wir einen Weg finden, mit vielen Millionen an Demenz erkrankten Menschen umzugehen, die ja schwierig und kostenintensiv zu umsorgen sind? Werden wir eine Antwort auf diese Herausforderungen finden, die sich humanitär sehen lassen kann? Oder wird so ganz allmählich dann doch an der Tür geklopft werden und leise flüsternd von der Notwendigkeit einer billigeren Versorgung, vielleicht sogar einer Entsorgung gesprochen werden?

Summa summarum: Wir wissen alle, dass wir in Deutschland und Europa in einer alternden Gesellschaft leben, wir wissen, dass das Neue, Unbekannte Herausforderungen an uns stellt, und wir könnten wissen, dass die Demenz im

Zentrum dieser Aufgaben steht. Noch einmal zwei Zahlen zur Illustration: Im Jahre 2050 werden 70 Millionen der in Europa lebenden Menschen älter als 80 Jahre alt sein, von denen wiederum eine große Zahl von demenziellen Phänomenen betroffen sein wird.

Schon bald wird jeder Vierte in Deutschland älter als 60 Jahre sein. Das ist etwas ganz Neues, mit dem die Menschen noch keine Erfahrung haben, dass die Gesellschaft in großem Maße von Alten bevölkert ist. – Und das ist eine Chance! So schön es ist, dass die Lebenserwartung steigt, so wenig wissen wir, wie wir damit umgehen sollen.

Deswegen glaube ich, ist die Demenz ein wichtiges Thema. Ich möchte gerne deutlich machen, dass sie nicht nur ein Horror ist, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, sondern dass die Demenz uns vielleicht auch antippt und uns in eine Richtung weist, in der wir uns als Menschen, als Nachbarn, als Angehörige, als Kommune, als Staat entwickeln können und müssen, um mit dieser Herausforderung richtig umgehen zu lernen.

Was ist eigentlich die Demenz? Allgemein bekannt ist, dass sie mit einer Veränderung im Gehirn zu tun hat und zum Beispiel Vergesslichkeit zur Folge haben kann. Medikamente können die Krankheit nicht heilen, aber den Verlauf verzögern. Ich möchte aber eine andere Seite der Demenz beleuchten, nicht die Pflege oder medizinische Betreuung, sondern vielmehr ihre soziale Seite. Denn ich glaube, da warten ein paar Überraschungen auf uns.

Ich bitte Sie, einen Augenblick mit mir die Perspektive zu wechseln und mit mir ins südliche Afrika zu gehen. Es ist bekannt, dass die Demenz vornehmlich in den reichen Industriegesellschaften auftritt, in denen die Menschen sehr alt werden und deswegen die Wahrscheinlichkeit zu erkranken, wächst. In ärmeren Gesellschaften tritt die Demenz kaum auf. Dort gibt es aber zum Beispiel die Aids-Epidemie. Und der Umgang damit kann uns vielleicht auch etwas für den Umgang mit der Demenz lehren.

Ich beobachte immer wieder, wenn ich in Afrika bin, dass Großmütter ihre zu Waisen gewordenen Enkel ganz selbstverständlich zu sich nehmen – und es gibt inzwischen Millionen Aids-Waisen – und mit ihrer äußerst knappen Rente von 25 Euro im Monat irgendwie über die Runden bringen. Das sind Lebenssituationen, in den sich der Begriff Altenhilfe gewissermaßen umkehrt. Wir sind ja gewohnt zu denken, dass Altenhilfe heißt, dass wir den Alten helfen müssen. In Afrika hat Altenhilfe genau die entgegengesetzte Bedeutung, nämlich dass die Alten wichtig sind, um den Jungen zu helfen.

Vielleicht hat das Thema Pflege und Demenz auch damit zu tun, dass das Alter bei uns ein Stück weit verwüstetes Areal geworden ist. Verwüstetes Areal nicht im ökonomischen Sinne; unsere Alten sind finanziell wahrscheinlich so gut versorgt wie noch nie in der Geschichte Deutschlands. Aber sie werden eigentlich nicht mehr gebraucht. Und ein Alter, das im wesentlichen aus der Anhäufung von Reisen, Freizeitvergnügungen und Fitness-Bemühungen besteht, ist vielleicht doch ein bisschen eine leere Angelegenheit – wenn das das Einzige ist. Die alten Menschen in Afrika werden so nachdrücklich gebraucht, dass – so möchte ich manchmal etwas

ironisch sagen –, dass sie gar nicht die Zeit haben, darauf zu kommen, dass sie pflegebedürftig sein könnten oder dement werden könnten. Vielleicht ist dieser Blick aus der Ferne auf uns etwas, was uns belehrt, dass wir mit dem Alter etwas ganz Merkwürdiges gemacht haben: Wir haben es gut versorgt, aber wir haben es gewissermaßen aus der Gesellschaft herausgedrängt. Möglicherweise hat das etwas mit der Zunahme von Demenz zu tun.

Lassen Sie uns darüber einen Augenblick nachdenken. Egon Friedell, ein österreichischer Schriftsteller, lebte in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Er hat ein lebendiges Werk geschrieben mit dem Titel „Die Kulturgeschichte der Neuzeit“ und einmal sehr weise und vorausblickend, wie ich finde, gesagt: Jede Zeit bekommt die Krankheit, die zu ihr passt, die zu ihr gehört. Wenn ich diesen Satz vor meinem inneren Auge vorüberziehen lasse, dann habe ich den Eindruck, die Demenz ist tatsächlich eine Krankheit, die wirklich zu uns gehört. Wieso?

Wir sind ja eine Gesellschaft der Beschleunigung, der Innovation, der Flexibilisierung, in der Erfahrung immer weniger zählt. Überleben kann man nur, wenn man beschleunigungsfähig ist, wenn man seine Fähigkeit zur Flexibilisierung des Wohnortes, des Berufs, der Beziehungen etc. ständig unter Beweis stellt. Man könnte fast sagen, uns kennzeichnet eine Erinnerungsfeindlichkeit und vielleicht ist ja die Demenz die Rückseite dieser Medaille. Auf der einen Seite stellen die Gesunden, die immer schneller vorwärts kommen mit dem ICE, dem Internet, mit unserer Beziehungs- und beruflichen Mobilität die Vorderseite unserer Gesellschaft dar; auf der Rückseite wächst die Zahl derer, die da nicht mehr mithalten können. Eine Gesellschaft, die ihren Alten mitteilt, alles, was du gelernt hast im Leben, alles, was du weißt und was deine Erfahrungen sind, zählt nicht mehr, das kannst du auf den Müll werfen, eine solche Gesellschaft kann sich eigentlich nicht wundern, wenn die Zahl derer wächst, die „ihren Verstand an der Garderobe abgeben“. Weil sie gewissermaßen die Waffen strecken und sagen, das, was wir sind, hat keine Bedeutung mehr, das, was wir gewusst haben, will keiner wissen.

Dazu kommt, dass wir gelernt haben, uns als Individuen zu betrachten, im besten Fall sind wir Single, autonom und entscheidungsfähig – das ist ja unser Glaubensbekenntnis als Bewohner des 21. Jahrhunderts. Es ist mehr als merkwürdig, dass Menschen mit Demenz genau das Gegenteil sind: Sie sind nicht mehr autonom, sie können nicht selbst entscheiden, und wenn sie entscheiden, sind es oft ganz skurrile Dinge. Noch einmal: Auf der Rückseite der Gesellschaft treten plötzlich Menschen hervor, die alles, was wir für wichtig halten, nicht sind und nicht können. Ich denke, das ist kein Zufall. Das hat etwas damit zu tun – jedenfalls können wir es so verstehen –, dass die Menschen mit Demenz auf uns zukommen und sagen: Wir sind die Ausgesonderten, wir sind die Opfer einer Beschleunigung, bei der wir nicht mehr mithalten können.

Manchmal habe ich den Eindruck, es wäre ganz gut, mit dem Gedanken zu spielen, ob die Menschen mit Demenz so etwas wie die Heiligen der Gesellschaft sind in dem Sinne, dass sie das Leid der Gesellschaft auf ihren Schultern tragen, das, was keiner will: nicht mehr autonom, nicht mehr entscheidungsfähig sein, sich nicht mehr erinnern können usw. Der Blick auf Menschen mit Demenz, die auf uns zukommen, mit dem Finger auf uns zeigen und sagen, wohin habt ihr eigentlich diese Gesellschaft gebracht, könnte vielleicht ganz wichtig sein. Diese Menschen erkennen

uns als ihre Kinder nicht mehr oder sie begehen völlig verrückte Handlungen, vielleicht verstehen wir auch ihre Sprache nicht mehr, wenn sie uns sagen, ihr seid einen Weg gegangen, über den ihr mal nachdenken müsstet.

Man darf die Demenz nicht verharmlosen, es ist in der Tat schrecklich, wenn man seinen Verstand verliert. Dennoch sollten wir nicht nur die medizinisch-pflegerischen Probleme und eine möglichst perfekte Versorgungsapparatur sehen. Sondern die Demenz erwischt uns kalt und stellt gewissermaßen eine Frage an uns. Dafür gibt es übrigens auch wissenschaftliche Belege. Zum Beispiel haben in der berühmte Nonnen-Studie aus Kentucky Ärzte über lange Zeit das Alter und die Entwicklung von Nonnen begleitet und nach ihrem Tod ihre Gehirne untersuchen dürfen. Dabei sind überraschende Ergebnisse zutage getreten: Eine 96-jährige Nonne war bis zum letzten Augenblick intellektuell und von ihrer Tätigkeit her präsent und brillant. Als sie verstarb, untersuchten die Ärzte ihr Gehirn. Es stellte sich heraus, dass ihre Hirnphysiologie eine Demenz der Stufe 6 aufwies! Sie hätte also das schlimmste Stadium der Demenz schon längst erreicht haben müssen.

Eine ganze Reihe medizinischer Untersuchungen machen deutlich, dass der Verlauf einer Demenz, vielleicht sogar ihre Auslösung, sehr viel mit den sozialen Einbettungen von Menschen zu tun haben. Das heißt natürlich nicht, dass jemand dement wird, weil sich der Sohn oder die Tochter nicht richtig um ihn gekümmert haben. Eine so schlichte Kausalität gibt es nicht. Dennoch scheint richtig zu sein, dass diese Nonnen sich in einem Lebenszusammenhang befunden haben, in dem sie immer gefragt und angesprochen waren, in dem ihre Fähigkeiten bis zum letzten Augenblick gebraucht wurden. Und das ist etwas, was man über unsere Alten wirklich nicht durchgängig sagen kann.

Also es scheint ziemlich deutlich zu sein, dass der Verlauf der Demenz etwas mit den sozialen Verhältnissen zu tun hat, in denen die Menschen leben. Und das ist, glaube ich, die wichtigste Geschichte, die uns die Menschen mit Demenz mitzuteilen haben, dass wir unseren Alltag ändern müssen. Man könnte eine Formulierung wählen, dass wir so etwas brauchen wie eine demenz-freundliche Kommune, das heißt, eine Lebenswelt, in der Menschen mit Demenz lange bei uns bleiben können, länger als es jetzt der Fall ist.

Sehen Sie, jeder zweite über 85-Jährige in Deutschland lebt allein. Vielleicht kommt ein oder zwei Mal am Tag der ambulante Pflegedienst. Ich glaube, es kann niemanden verwundern, dass solche Menschen, die unangesprochen bleiben, auch Verwirrungszustände entwickeln. Das ist ein Beispiel dafür, ein besonders krasses natürlich, dass Demenz mit der Kälte unserer Alltagsbeziehungen zu tun haben kann. Das heißt nicht, das möchte ich nochmal ausdrücklich unterstreichen, dass die Familie, die ihre demenzkranke Mutter zuhause versorgt, nun auch noch die Schuld für die Krankheit bekommt. So einfach ist es wirklich nicht. Ich würde die Sache versuchen, anders herum zu verstehen: Es gibt so viele Menschen, meistens sind es Frauen, die ihre demenzkranken Angehörigen zuhause pflegen, und davon werden am Ende der Versorgung viele selbst krank aus Überlastung. Ich glaube, es ist ganz wichtig, dass wir als Nachbarn sensibel dafür werden, dass die „Verhäuslichung“ der Demenz aufhört.

Es gibt ganz viele kleine Dinge, die man machen kann: der Sportverein, der sich fragt, warum kommt Willi nicht mehr – es sollte vielleicht jemand hingehen und fragen, ob er ihn abholen soll, weil er sich nicht mehr alleine traut. In Schottland zum Beispiel, wo es einen ganz lebendigen Umgang mit Alzheimer und Demenz gibt, klebt an ganz vielen Restaurants ein Zettel, auf dem steht: Hier sind Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen willkommen. Ich glaube, diese Gesten sind entscheidend, die Arme zu öffnen und zu sagen, Ihr gehört zu uns, auch wenn Ihr ein bisschen verrückt seid, wir sind bereit, Euer Leid, Eure Freude, Eure Tränen, Euren Schmerz mit Euch zu teilen, wir wollen Euch nicht auf dem schnellsten Weg in eine versorgende Institution abschieben.

Dass die Demenz irgendwann zu einem Punkt führt, der eine häuslichen Versorgung unmöglich macht und an Profis übergeben werden muss, ist auch klar. Ich glaube, dass wir Menschen, die sich dieser Tätigkeit widmen, größten Respekt zollen müssen. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben, die man in dieser Gesellschaft haben kann, sicher sehr viel schwieriger als ein Sitz im Aufsichtsrat der Deutschen Bank.

Mehr als 60 Prozent der Bewohner von Pflegeheimen in Deutschland leiden an demenziellen Erkrankungen. Gleichzeitig sind diese Heime meistens personell unterbesetzt, sie sind von einem Wust von Bürokratie überfrachtet, so dass die Zeit, die das Personal bräuchte, um sich um die Patienten zu kümmern, oft nicht vorhanden ist. Wenn ein Mensch mit Demenz anfängt zu vergessen, was es heißt zu essen – und das kommt häufig vor –, dann kann man das Problem schnell mit einer Ernährungssonde lösen und das Thema ist vom Tisch. Die andere Lösung, sich eine halbe Stunde hinzusetzen und dem Menschen das Essen anzureichen, wäre die bessere – das wissen alle. Aber dazu braucht es Menschen, die die Zeit haben. Und ich fürchte, dass die Geldquellen dafür in Zukunft nicht reichlicher sprudeln werden.

Ich meine, dass wir im Privaten wie im Institutionellen, das heißt in den Familien und Heimen, die Türen öffnen müssen für ein freundliches nachbarschaftliches Engagement. Ich glaube, der Weg in die Zukunft führt dahin, dass wir als Bürgerinnen und Bürger uns besinnen und fragen müssen, was können wir eigentlich in dieser Situation tun, wie können wir helfen. Eine Möglichkeit wäre, dass sogenannte Laien oder Ehrenamtliche dabei helfen, die vielfältigen Aufgaben vom Essen reichen bis zum Ausfahren und spazieren gehen mit zu übernehmen. Natürlich kann man einwerfen, das würde nur diejenigen entlasten, die eigentlich Geld geben müssten. Das ist sicher richtig. Aber bei nüchterner Betrachtung komme ich zu dem Schluss, dass in unserer älter werdenden Gesellschaft die Bereitschaft, für unsere Alten Geld auszugeben, nicht unbedingt vorausgesetzt werden kann. Und das heißt, der humane Ausweg liegt in der Idee, Menschen mit Demenz persönlich, menschlich aufzufangen, indem wir selber aktiv werden und unsere Hilfe anbieten. Gerade für diejenigen, die pensioniert sind, mag das doch vielleicht ein großer Anreiz sein. Reisen, Fitness usw. ist ein schöner Teil des Alters, aber einen Sinn, etwas, was unser Leben mit Inhalt anfüllt, kann das ja nicht ersetzen.

Lassen Sie mich meine Überlegungen mit einer Geschichte beschließen, die deutlich macht, dass die Demenz uns alle und unseren Alltag und uns auch vor schöne Herausforderungen stellt. Es ist eine jüdische Geschichte: „Ein Rabbi erzählt: Es gab einmal einen Toren, den man den Golem nannte, so töricht war er. Am Morgen nach

dem Aufstehen fiel es ihm immer so schwer, seine Kleider zusammen zu suchen, dass er am Abend daran denkend oft Scheu hatte, schlafen zu gehen. Eines Abends fasste er sich schließlich ein Herz, nahm Stift und Zettel zur Hand und verzeichnete beim Auskleiden, wo er jedes Stück hinlegte. Am nächsten Morgen nahm er frohgemut den Zettel und las: die Mütze – hier war sie – er setzte sie auf; die Hosen – da lagen sie – er fuhr hinein und so fort, bis er alles anhatte. ‚Ja aber wo bin ich dann‘, fragte er sich ganz bang, ‚wo bin ich nur geblieben?‘ Umsonst suchte und suchte er, er konnte sich nicht finden. So geht es auch uns, sagte der Rabbi.“ Und so geht es uns natürlich ganz grundsätzlich um die Frage nach dem Sinn des Lebens. Könnte der Sinn auch ein Stück weit darin bestehen, dass wir uns um Menschen, die dem Vergessen in die Arme gefallen sind, so kümmern, dass sich ihr Schicksal ein wenig leichter anfühlt? Ich danke Ihnen fürs Zuhören.

\*\*\*\*\*

**\* Zum Autor:**

Prof. Dr. Dr. Reimer Gronemeyer, geb. 1939, Studium der Theologie, Promotion zu den Paulusbriefen, lutherischer Pfarrer in Hamburg. Studium der Soziologie, Promotion zu Fragen der Demokratisierung in Institutionen; seit 1975 Professor für Soziologie an der Universität Gießen; dort analysiert Gronemeyer im Rahmen eines internationalen Forschungsprojekts die Hospizbewegung im europäischen Kontext. Er ist u. a. Vorstandsvorsitzender der Aktion Demenz e. V. und Mitglied der Expertengruppe „Gemeinsam für ein besseres Leben mit Demenz“ der Robert Bosch Stiftung.

**Bücher (Auswahl):**

- (zus. mit Rüdiger Dammann) Ist Altern eine Krankheit? Wie wir die gesellschaftlichen Herausforderungen der Demenz bewältigen. Campus. 2009.
- (zus. mit Peter Wissmann) Demenz und Zivilgesellschaft. Eine Streitschrift. Mabuse. 2008.
- Sterben in Deutschland. Wie wir dem Tod wieder einen Platz in unserem Leben einräumen können. S. Fischer. 2007.